
Grün verzierte Bretter

Der mühselige Weg zu Natur-näheren Wäldern in Zeiten des Klimawandels

Ein Dossier von Stephan Börnecke

Im Auftrag von Martin Häusling MdEP (Mitglied des Europäischen Parlaments)

Kapitel eins: Alte Buchen oder Eichen? Eine (fast) vergebliche Suche.

In den weiteren Kapiteln befasst sich der Autor mit Fragen wie Wald in Zeiten des Klimawandels, den Sinn von Waldschadensberichten, dem Dauerproblem Wildverbiss sowie dem fehlenden Waldschutz im europaweiten Netzwerk Natura 2000."

Kapitel eins:

Alte Buchen oder alte Eichen? Eine (fast) vergebliche Suche in Deutschlands größtem Wald, dem Spessart.

„Wo aber Wälder sein müssen, da sollen sie nicht zugeben, dass sie zu sehr behauen und verwüstet werden.“

Älteste bekannte waldpflegerische Anweisung von 813



Das Klingenbachtal schlängelt sich aus den Höhen des Spessarts hinab ins Tal der Kinzig, und zwar unweit der Kurstadt Bad Soden-Salmünster. Die Karte des zuständigen hessischen Forstamtes Schlüchtern weist hier einen fünf, sechs Hektar großen Laubwald aus, der aus mehr als 160 Jahre alten Buchen besteht. Oder besser: bestehen soll. Nicht nur die kleinen Stapel frisch aufgesetzten Brennholzes lassen es bereits ahnen: Hier waren die Holzhauer gerade erst durchgegangen und haben einen respektablen Flurschaden hinterlassen.

„160 Jahre alten Buchen sollen hier wachsen“, erläutert Yvonne Walther, Mitglied der AG Wald der Hessischen Gesellschaft für Ornithologie und Naturschutz HGON, „da muss es noch welche geben“. Die Frage ist nur: wo? Wir müssen etwas suchen, dann finden wir in dem lückigen, hellen Wald, über dem sich schon lange kein Kronendach mehr schließt, sondern der Himmel viel Licht auf den Boden fallen lässt, ein paar vereinzelt Buchen, die das Alter haben könnten. Gleich am Wegrand steht einer, und dann dort, 30, 40 Meter weiter oben, wachsen auch noch zwei. Doch im Wesentlichen ist es ein deutlich jüngerer Aufwuchs, der das Waldbild beherrscht. Die alten Riesen sind längst abgeholt, verkauft,



vermarktet. Vielleicht als Brennholz an die Pelletindustrie, vielleicht als Furnierware nach China.

Wir fahren an diesem Apriltag 2019 ein kleines Stück weiter durch Deutschlands (angeblich) größten Wald. Angeblich, weil auch der Thüringer Wald und der Pfälzer Wald wie eben der Spessart mit diesem vermeintlichen Prädikat winken, was aber in allen drei Fällen angesichts von Zersiedlung und intensiver Waldnutzung ein reiner Werbegag ist und nichts mit der Realität zu tun hat.

Rechts von uns tauchen ein paar mit Markierspray gekennzeichnete Bäume auf: KF, das Kürzel steht für: Kernfläche. Diese Areale dürfen, das hat der Waldeigentümer, der staatliche Landesbetrieb Hessen-Forst, öffentlich versprochen, nicht mehr angetastet werden. Doch ein Rechtstitel sichert das Versprechen nicht ab. Überdenkt der Staat sein Gelöbnis, dann ist der Titel so rasch verblichen wie das Markierspray, das auch nur ein paar wenige Jahre hält.

Noch aber stimmt die Natur an diesem Ort. Wenigstens hier.

Wie auch immer: Dieser schlauchartige, den Bachgrund säumende Wald hat tatsächlich etwas Anheimelndes, Großartiges, etwas Gewaltiges. Doch er ist nur wenige Meter breit. Oberhalb, am Hang, schließt sich dann an, was laut den amtlichen Unterlagen ein Wald sein soll, der den Schutz des europaweiten Netzwerks Natura 2000 genießt. Ein FFH-Gebiet soll das hier sein, wo mittelalte, laut den Forstdokumenten erst 108 Jahre alte Eichen sowie einige ähnlich alte Buchen stehen? Ein Wald, der den Chayrme eines Pflanzgartens hat, alles steht in Reih und Glied, es fehlen spektakuläre alte Bäume, es gibt kaum Totholz, kaum Spechte?

Walther rätselt über den Grund, wieso dieses Gebiet den Titel FFH-Gebiet als Teil des Europa-weiten Schutznetzwerks Natura 2000 genießen soll. Die Expertin erkennt auf Anhieb keinen Grund. Vielleicht hilft ein Blick in die amtlichen Unterlagen? Über das FFH-Gebiet „Spessart bei Alsberg“ heißt es da zum Schutzzweck: „Erhaltung naturnaher und strukturreicher mit stehendem und liegenden Totholz, Höhlenbäumen und lebensraumtypischen Baumarten in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen und Altersphasen“. Und bei den Arten geht es immerhin um ein Highlight der deutschen Wald-Fauna, die Bechsteinfledermaus, eine Art, für die Deutschland eine besondere Verantwortung hat. Die allerdings benötigt für ihre Wochenstube einen Hohlraum im Baum von mindestens einem Liter Volumen. Zwar präferiert sie Eichen, aber die müssen dann auch so alt sein, dass ein Specht eine Höhle hineingeschlagen konnte. Das aber, so scheint es, dürfte in diesem Wald noch einige Zeit dauern.

Die Urwaldfledermaus

Die Bechsteinfledermaus hat in Mitteleuropa und insbesondere in Deutschland ihren Verbreitungsschwerpunkt. Deutschland ist deshalb in hohem Maße für die Bechsteinfledermaus verantwortlich, heißt es in einem Artenporträt des Bundesamtes für Naturschutz.

Im Sommer bezieht die Art ihre Wochenstubenquartiere in Baumhöhlen. Da sich die



Wochenstubben häufig in kleinere Untergruppen teilen und noch dazu häufig ihre Quartiere wechseln, benötigt die Bechsteinfledermaus ein besonders hohes Quartierangebot von bis zu 50 Baumhöhlen in einem Sommer. Ihre Lebensräume befinden sich in alten, mehrschichtigen, geschlossenen Laubwäldern, vorzugsweise Eichen- und Buchenbestände, mit einem hohen Alt- und Totholzanteil.

Doch vom hohen Alt- und Totholzanteil, den diese Fledermausart benötigt, ist in weiten Teilen dieses Gebietes wenigstens vorerst kaum etwas zu sehen. Zumal (siehe Kapitel drei) FFH-Gebiete solche Wälder keinesfalls vor der ordentlichen Holzwirtschaft schützen und ihr Lebensraum allein aufgrund dieses Europa-Zertifikats nicht als gesichert gelten kann. Denn die Holznutzung findet, FFH hin oder her, auch mitten in diesen Schutzgebieten statt und richtet bisweilen erheblichen Flurschaden an. Walter vermutet deshalb im FFH-Gebiet Spessart bei Alsberg, dass nur die freiwillig vom Forstbetrieb zugestandene Kernfläche einen relativen Schutz für die bedrohten Arten schafft, nicht aber das FFH-Gebiet selbst.

Die Waldexpertin erzählt vom Biebergrund, nicht weit weg vom Hirschbachtal gelegen. Auch dort hatte sich Hessen-Forst nach jahrelangen Gesprächen mit den hessischen Naturschützern eine Kernfläche abringen lassen. „Doch als wir dann später hinkamen, mussten wir entdecken, dass die Waldarbeiter kurz vor der Auszeichnung des Gebietes als Kernfläche alles noch mal ordentlich durchforstet und obendrein auch noch Douglasien gepflanzt hatten.“ Douglasien, diese nordamerikanische Baumart wird von Forstleuten als der Rettungsanker in Zeiten des Klimawandels angesehen (siehe Kapitel fünf).

Der schnelle Wuchs dieser Nadelbäume verspricht obendrein die schnelle Mark. Als Bauholz ist die Douglasie geschätzt. Doch vor allem in den ortstypischen Buchenwäldern wirken sie, häufig in schützende Plastiktüten verpackt, wie Fremdkörper. Und aus Sicht von Naturschützern ist sie wertlos. „Man fühlt sich rasch betuppt“, erzählt die engagierte Naturschützerin, „wenn man es mit den Forstbehörden zu tun hat.“



Das Klingenbachtal bei Salmünster im Spessart zeigt exemplarisch das Problem, vor dem der deutsche (Laub-)Wald steht: Wirklich alte Bäume dulden Förster nicht. Und seinen Titel als „Bestand älter als 160 Jahre“ wechselt er erst, wenn nicht 60 Prozent der Stämme, sondern 60 Prozent des Wertes eines Buchen-Bestands (Eichen: 20 Prozent) nicht mehr aus den Altbäumen besteht.

Dann aber ist häufig längst das Kronendach soweit aufgerissen, dass die (an sich wünschenswerte) Naturverjüngung hoch schießt. Dann entsteht ein für viele Arten ungünstiger Zustand, den Walter „Savannenwald“ nennt. Spierige Triebe gieren in die Höhe, um ringen die verbliebenen dicken Stämme. Was dann passiert, schildert Professor Professor Volker Zahner von der Uni Weihenstephan am Beispiel des Schwarzspechts.



Der Schwarzspecht baut seine Bruthöhlen vor allem dann, wenn der Baum älter ist und einen faulen Kern aufweist. Die unterschiedliche Resonanz, die beim Klopfen am Baum entsteht, vermittelt ihm ein ziemlich klares Bild, ob ein Baum geeignet ist oder nicht. Mindestens genauso entscheidend aber ist, wie der Baum steht, wie sein Umfeld aussieht. Und da sieht es dann rasch schlecht aus für Standorte wie im Klingenbachtal. Denn wenn auch das Forstamt einige stattliche, potenzielle Höhlenbäume stehen ließ: Schießt der Jungwuchs auf, lässt der Specht von dem Baum ab.

Denn mit jedem Meter, den die jungen Bäume höher sprießen, wächst die Gefahr möglicher Feinde, die von den jungen Triebe auf die Altbäume hinüberklettern oder schwingen. Der Specht weicht Mardern und Eichhörnchen lieber aus. Aus grundsätzlichen Vergleichen zur Nestanlage wissen die Fachleute, dass bei Nestern in Sträuchern jedes zweite Gelege durch einen Prädator verloren geht, am Boden ist es sogar ein Fünftel. Die Höhle aber hat nur ganz wenig Ausfälle, und um diesen Sicherheitsstandard zu erhalten, ist der Schwarzspecht wählerisch.

Zahner, der zugleich Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats des Landesbunds für Vogelschutz in Bayern ist, plädiert deshalb dafür, Höhlenzentren zu bilden, also ganze Gruppen alter Bäume stehen zu lassen, statt es nur auf versprengt im Wald stehende nur einzelne Überhälter abzusehen.



Schwarzspechthöhle: Sozialer Wohnungsbau



Der Schwarzspecht ist der Zimmermann für etliche andere Tierarten, und er lässt sich Zeit bei Höhlenbau, mitunter bis zu fünf Jahre. Damit ist der Bau einer Höhle sogar ein Generationen übergreifendes Projekt: Seine initialen Höhlen hämmert er in Bäume, die zu 94 Prozent eine fauligen Kern aufweisen. Ist der Anfang gemacht, überlässt er den weiteren Rohbau Pilzsporen, die im Laufe der Zeit das Holz mürbe machen. Der Pilz arbeitet für den Specht. Der eigentliche Bau dauerte nur zwei Wochen.



Die Höhle ist ein besonders geschützter Raum. In Höhlen schlafen auch Grünspecht, Grauspecht, Buntspecht, Raufußkauz, Star, Kleiber, Sumpfmeise und Hohltaube. 3,8 Arten nutzen eine Höhle im Schnitt, weiß Zahner aus Studien. Zieht der Schwarzspecht mitsamt Familie aus, dauert keine Stunde, bis eine Hohltaube den verlassenen Brutraum erobert. Sie wartet geradezu darauf und beobachtet den Auszug genau. Auch Fledermäuse wie das Langohr nutzen diese Höhlen. Die Bewohner von Schwarzspechthöhlen sind nur selten bedroht: Nur aggressive Dohlen und Baumarder (Baumarder gebären am Boden und bringen die Jungen in die Höhle) sowie Bienen können zum Problem der eigentlichen Bewohner werden. Nicht aber der Waschbär. Der lässt sie unbehelligt.





Der Professor mahnt auf der Waldtagung der Hessischen Gesellschaft für Ornithologie und Naturschutz HGON im Frühjahr 2019: „Die moderne Forstwirtschaft lässt Bäume schneller wachsen und erntet sie viel früher als bisher üblich.“ Aus Vergleichen mit der Urwaldforschung in den wirklich alten Wäldern Rumäniens wisse er, dass nur zwei Drittel der theoretisch möglichen Höhlen in deutschen Wäldern aus Gründen wie diesen überhaupt angelegt werden können: „Weil die Buchen nicht alt genug werden.“ Denn „theoretisch kann auch noch eine 400 oder 500 Jahre alte Buche eine Schwarzspechthöhle bergen“. Solche Bäume gibt es aber im deutschen Wald nicht mehr – von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen.

Zahners Sätze beschreiben mit dem Schwinden der alten Bäume das Kernproblem im deutschen Wald, zumal im Buchenwald: Dieser Schwund ist schon deshalb kein Wunder, weil im Buchenwald die Hauptnutzung im zarten Alter von 100 Jahren beginnt und bereits mit Alter 120 die Phase der Endnutzung eintritt. Dabei können Buchen locker 200 oder gar 300 Jahre, oder, worauf Zahner mit Blick auf die Karpaten verweist, sogar noch älter.

Es gibt, so umreißt es auch der nordhessische Waldspezialist Norbert Panek, „kaum noch alte Wälder, nur drei Prozent sind über 160 Jahre alt. Es überwiegen nicht standortheimische Nadelhölzer“. Die Forstwirtschaft entnehme zu viel Holz, im Extremfall, wie ihn die aktuelle Bundeswaldinventur für Nordrhein-Westfalen aufzeigt, bis zu 97 Prozent des jährlichen Zuwachses, und der Anteil dauerhaft gesicherter, natürlicher Wälder ist mit 1,9 Prozent viel zu klein, um etwa auch die sich aus der Nationalen Strategie zur biologischen Vielfalt ergebenden Ziele zu erreichen. Panek: „Obwohl wir Jahrzehnte lang über integrierten Naturschutz und über so genannte naturgemäße



Waldbewirtschaftungskonzepte ... reden, ... bleibt die Bilanz ernüchternd“.

Dass nicht alte Bäume die Masse bringen, sondern die jungen, das hat auch die aktuelle dritte Bundeswaldinventur klar ergeben, die den deutschen Wald in den Jahren 2011/12 bilanziert hat. Erstmals fand die Erhebung zwischen 1986 und 1988 statt, dann 2000/2001, und künftig soll sie alle zehn Jahre erfolgen. In ihrer aus Sicht des Naturschutzes geschriebenen Analyse zur dritten Inventur kommen die drei Experten Klaus Josef Henneberg vom Öko-Institut Darmstadt und Susanne Winter und Judith Reise von der Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde zu einem ernüchternden Urteil: „Die Waldflächen werden von Altersklassen unter 100 Jahren dominiert“, zumal vor allem von Kiefern und Fichten.

Als naturnah oder sehr naturnah gelten nur 34,5 Prozent der Wälder, 5,2 Prozent nur sind als geschützte Biotope benannt. Auch der FFH-Titel, der mit 1,8 Millionen Hektar mehr als zehn Prozent der Wälder ausmacht, nützt da wenig. Denn nur 360 000 Hektar der Wälder unterliegen irgendeiner, wie auch immer gearteten Nutzungsbeschränkung. Das vernichtende Urteil der Fachleute: „Hohe Anteile“ des deutschen Waldes sind „aktuell nicht der natürlichen Vegetation zuzurechnen“. Der deutsche Wald, ein Kunstforst?

Schon wegen des Alters: Eine „natürliche Altersklassenverteilung würde einen mehrfach höheren Anteil alter Bäume erwarten lassen“, schreiben Hennenberg und Co., ihr Fazit: Selbst für die Buchen, die im Hauptnutzungsalter von 100 bis 140 Jahre geschlagen werden, stellt „dies weniger als die Hälfte ihrer natürlichen Lebensspanne dar“.





Als bedenklich sehen die drei Wissenschaftler zudem den Trend zur Douglasie an: Um 130 Prozent stieg ihr Jungwuchsanteil innerhalb von zehn Jahren an, und der Trend (siehe Kapitel fünf) hält ungebrochen an. Auch die Zertifizierung mit dem FSC-Siegel schützt davor keineswegs: FSC erlaubt einen Anteil nicht-heimischer Baumarten bis maximal 20 Prozent, und zwar einzel- bis horstweise. Kein Wunder, denn FSC (siehe Kapitel acht) ist kein Instrument des Naturschutzes, sondern eines der Waldbewirtschaftung, wie FSC-Geschäftsführer Uwe Sayer auf der HGON- Herbsttagung im September 2016 in Bad Vilbel freimütig einräumte. Wer sich deshalb von FSC Naturschutz verspricht, wie das offenbar Intention bei der Zertifizierung der hessischen Staatswälder der Fall war, der läuft Gefahr, eines Irrtums zu erliegen.

Das Trio verhehlt freilich nicht auch die erzielten Fortschritte: So habe sich die Zahl der „Spechtsbäume“ glatt verdoppelt. Sie seien dennoch weiter „selten“. Auch gebe es zwar mehr alte Bäume als früher, aber eben lange nicht so viele, wie dies zu erwarten wäre. Nur 0,7 Prozent der Laub- und 0,3 Prozent der Nadelbäume erreichen 160 Jahre. Härter in seinem Urteil ist in diesem Punkt Norbert Panek. Die nach seiner Analyse bestehende „signifikante“ Abnahme älterer Buchenbestände bis zum Alter von 160 „deutet auf einen massiven Abbau des „Altbuchen-Überhangs“ hin, der sich in den letzten zehn Jahren in den hessischen Wäldern und insbesondere im Staatswald spürbar vollzogen hat“.

Wälder, so Panek drastisch, die „in der Statistik als „über 160-jährig“ geführt werden, sind weitgehend geräumt und aus Naturschutzsicht nahezu entwertet“. Solche Sätze, veröffentlicht im Fachblatt Naturschutz und Landschaftsplanung, reizen zum Widerspruch. Gleich vier Autoren von der Nordwestdeutschen Forstlichen Versuchsanstalt werfen Panek eine Missinterpretation der Daten der Bundeswaldinventur vor. So sei der Rückgang der Bäume der Altersklassen 101 bis 160 zu 44 durch natürlich Alterung zu erklären: Sie tauchten nun in der, wie sie schreiben, nächsten Klasse der mehr als 160 Jahre alten Bäume



auf. Dass diese Gruppe zunahm, bestreitet auch Panek nicht, die vier Kritiker des Autors scheinen sich fast selbst zu wundern, wenn sie schreiben: „Trotz eines relevanten Umfangs an Nutzungen“ gebe es heute mehr 160-jährige Bestände als nach der vorherigen Inventur. Auch den Vorwurf der Entwertung nehmen die Autoren deshalb nicht hin, sie entspreche nicht den Tatsachen, der Nordhesse interpretiere die Daten falsch. Doch Panek reagiert ungerührt.

Er argumentiert: In den 141 bis 160-jährigen Buchenbeständen des hessischen Staatswaldes „liegt der Vorratsanteil des Altbaumbestands sogar nur noch bei 6,4 Prozent (!)“, die Masse des Holzes der angeblich alten Bestände stammt also aus dem jüngeren dort wachsenden Gehölzen. Diese Erkenntnis bestätige doch nur seine Annahme, „dass der Buchen-Altholzüberhang im Staatswald zurzeit massiv abgebaut wird“. Dieser Befund aus der Analyse der Bundeswaldinventur BWI 3 decke sich auch mit Untersuchungsergebnissen der Umweltorganisation Greenpeace, die 2013 in ausgewählten nordhessischen Buchenwäldern Vorratsmessungen anstellte. Danach fanden die Aktivisten in „geräumten Beständen“ gerade noch 87 Vorratsfestmeter je Hektar – also rund ein Fünftel der Menge, die zu erwarten wäre. Panek: „Dass die Flächen der über 160-jährigen Buchenwälder weitgehend nur noch aus ökologisch entwerteten Restvorräten der Baumschicht bestehen, wird also durch die BWI-Daten indirekt belegt.“

In seinem Buch, „Deutschland, deine Buchenwälder“, zerrupft Panek im Auftrag von Bund für Umwelt und Naturschutz BUND, Bund Naturschutz in Bayern und Euronatur, die Inventur.

Dass im Fokus der Debatte die Rotbuche steht, hat einen einfachen Grund: Die Rotbuche hat in Mitteleuropa ihr Hauptverbreitungsgebiet, Deutschland als Kernland hat deshalb eine besondere Verantwortung, sie zu erhalten. Aber Deutschland teilt diese Verantwortung mit anderen Ländern, wenn Gabriel Schwaderer sagt, „die Rotbuche ist eine bedrohte Europäerin“. Das gilt in ganz besonderem Maße für jene Flecken auf der Landkarte, wo die Buche noch tatsächlich in Urwäldern oder Urwald-ähnlichen Zusammenhängen vorkommt. Das ist in Deutschland etwa in Brandenburg im Grumsin der Fall oder in den Karpaten und Rumänien. Beide Gebiete gehören zum Unesco-Weltnaturerbe „Alte Buchenwälder und Buchenurwälder der Karpaten und anderer Regionen“

Grumsin und Vilm

In Deutschland keimt der Urwald von morgen. Echte Primärwälder gibt es zwar nicht mehr, überall hat der Mensch eingegriffen, aber an vielen Orten lassen Förster den Wald heute in Ruhe. Das ist bedeutsam in einem Land, das im Zentrum der Verbreitung der Rotbuche liegt. Die kam nach der letzten Eiszeit nur nach Mitteleuropa, wandert aber immer noch, und zwar nach Norden und Osten. Im internationalen Jahr der Wälder, das war 2011, erklärte die Unesco in Deutschland fünf alte Buchenwälder zum Weltnaturerbe.

Auf Vilm, einer kleinen Insel vor der Südküste Rügens, wächst einer der ältesten Wälder Deutschlands. Seit 1527, seit also fast 500 Jahren, gibt es dort keinen großen Holzeinschlag, und 1812 wurde die Holznutzung sogar komplett beendet. Doch beherbergt das knapp einen Quadratkilometer große Ostsee-Eiland deshalb schon einen Urwald? Reichen 500 Jahre dazu



aus, um den Eingriff des Menschen zu tilgen?

Sie sind alt und stattlich, die Buchen und Eichen auf Vilm, Massen von Totholz liegen herum, aber einen Urwald ist auch das nicht. In Deutschland gibt es keinen Urwald, überall ist der Mensch schon gewesen, hat gehauen und gepflanzt, hat die Wildnis verändert. Das war auf Vilm nicht anders, denn lange Zeit wurde der dieser Wald als Sommerweide fürs Vieh benutzt. Dennoch entstand unter den Huteeichen, unter denen einst die Schweine nach Eicheln suchten, etwas, das wir wenigstens auf den ersten Blick heute vielleicht als einen 250, 300 Jahren Buchenurwald betrachten können.

„Es ist richtig“, sagt Georg Sperber, Mitbegründer des ersten deutschen Nationalparks Bayerischer Wald, „wir haben keine Primärwälder mehr. Doch inzwischen entwickeln sich überraschend große Waldflächen hin zu zum Urwald von morgen“. Sperber, zuletzt Forstmann im nordbayerischen Steigerwald, einem potenziellen, allerdings von der örtlichen Politik zugleich heftig bekämpften Nationalpark, macht Hoffnung. Er schätzt diese Flecken, die



verstreut in den Kernzonen der deutschen Nationalparks und Biosphärenreservaten sowie den 680 Naturwaldreservaten liegen, und in denen keine Säge kreischt, auf zusammen immerhin 75



000 Hektar. Von Förstern in Ruhe gelassen, wüchsen dort die „Urwälder aus zweiter Hand“ heran.

Ein Hoffnungsschimmer. Aber dennoch kaum mehr als die von dem Journalisten Horst Stern schon in den neunziger Jahren beklagten „Fliegenschisse auf der Landkarte“ – denn Deutschlands Wälder messen elf Millionen Hektar, machen rund 30 Prozent der Landesfläche aus. Die „Urwälder von morgen“ nehmen also nicht mal ein Prozent der deutschen Waldfläche ein - während die restlichen 99 Prozent immer mehr stärker ausgebeutet werden.

Inmitten dieses Dilemmas erklärte die Unesco fünf über Deutschland verteilte, zusammen rund 4300 Hektar große Wälder als Anhängsel der südosteuropäischen Karpaten zum Weltnaturerbe – nach der Fossilienfundstätte Grube Messel bei Darmstadt und dem Wattenmeer das dritte Weltnaturerbe hierzulande. 2007 bereits waren zehn Teilgebiete im Grenzgebiet von Slowakei und Ukraine zum Weltnaturerbe „Beech primeval forests of the Carpathians“ von der Unesco anerkannt worden. Zehn Areale sind es, die diese Anerkennung genießen, die in der Slowakei in den Naturschutzgebieten Haveová, Vihorlat und Rook sowie im Nationalpark Poloniny und in der Ukraine im Biosphärenreservat Karpaten, dem Nationalpark Uzhanskyi und der transkarpatischen Region Svydovets liegen. Dort in den Bergen der Karpaten wachsen die letzten großflächigen und reinen Buchenurwälder Europas. 30 000 Hektar, umgeben von noch einmal 50 000 Hektar Puffer, und alles strotzt nur so von Urwaldflair. Denn ganz anders als in Deutschland blieben diese Wälder seit dem Ende der letzten Eiszeit von Menschen unbeeinflusst. Bis über 50 Meter hohe mächtige Buchen bestimmen die Szenerie. Doch auch die Karpatenwälder haben, misst man sie an der Verantwortung Europas für die nur hier vorkommende Buche, einen Webfehler: Sie repräsentieren allein die Gebirgsbuchenwälder. Das Phänomen der Buche wird dadurch nur unzureichend erfasst.





Denn die Buche, so der Brandenburger Wissenschaftler Martin Flade, würde natürlicherweise „große Teile des ganzen Kontinents dominieren“. Und zwar seit etwa 3500 Jahren und über alle Höhenlagen von der Küste bis ins Hochgebirge. Und auf fast allen Böden, von armen, sauren Böden bis zu nährstoffreichen, kalkhaltigen. Sie würde, wenn man sie ließe, die natürlichen Waldgesellschaften beherrschen, egal ob in Mischung mit Eiche, Fichte oder Tanne. Flade, Anstoßgeber zur Deklaration der fünf deutschen Gebiete zum Weltnaturerbe über die vom Buchenwald ausgehende Faszination: „Das ist weltweit einzigartig.“ Diese Einzigartigkeit setzt sich fort bei Pilzen, Moosen und Käfern, und zwar obwohl sie in von nur einer Baumart dominierten Wäldern leben. Diese „Vielfalt trotz Einfalt“ wird nun von der Unesco als transeuropäisches Erbe angesehen. „Buchenurwälder in den Karpaten und Alte Buchenwälder Deutschlands“ lautet der offizielle Titel.



Dieser Cluster von Schutzgebieten, dieses reiche Spektrum der europäischen Rotbuchen wird nun viel stärker erfasst, als dies allein mit den Lebensräumen der Karpaten zu erreichen wäre. Für sich alleine hätten aber auch die neuen Unesco-Wälder im Nationalpark Jasmund auf



Rügen, Serrahn im Nationalpark Müritzer, Areale in den Nationalparks Hainich und Kellerwald sowie der Wald bei Grumsin im Biosphärenreservat Schorfheide-Chorin diesen Status nie erhalten können. Aber der internationale Verbund mit seiner vielfältigen Zusammensetzung ganz verschiedenen Buchenwald-Typen als Stärke heraus. Denn „den“ Buchenwald gibt es nicht.

Dabei gilt gerade die Buche als Verlierer der deutschen und europäischen Waldgeschichte: Zu sehr geht die nacheiszeitliche Einwanderung der Buche aus ihren südeuropäischen Refugien einher mit der Entwicklung der Landwirtschaft, mit Ackerbau, Viehzucht, der Holz- und Streunutzung, mit Waldweiden und mit den wachsenden Ansprüchen des Menschen an den Wald schlechthin, was den Raubbau programmiert: Er muss der Stadt dienen, muss Bau- und Brennholz liefern oder Potasche für die Glasherstellung, ist sorgsam gehegtes Jagdterrain. Schon deshalb sind gerade die deutschen Buchenwälder, heißt es in einer Studie des Bundesamtes für Naturschutz, mit einer „Reihe kulturhistorischer Aspekte“ verbunden – was zum Erlangen des Titels Weltnaturerbe freilich nicht gereicht hätte. Hinzukommt: Nicht die Buche, sondern die Fichte gilt als Brotbaum der Förster. Sie wächst schneller und ist vielseitiger in der Verwendung, sie ist aber standortfremd. Ohne Försterhand hätten Fichten bei uns ein



Schattendasein.

Nun wurden auch die fünf deutschen Gebiete nicht etwa ausgewählt, weil diese Landschaften „etwa so toll und urwüchsig“ sind, sondern weil „das Beste ausgesucht wurde, was noch übrig ist“ an großflächigen, unzerschnittenen, naturnahen, nicht mehr bewirtschafteten und möglichst wenig von Menschenhand beeinflussten Buchenwäldern“, sagt Flade, ein Fachmann für Großschutzgebiete.

Es kommt der seit der letzten Eiszeit anhaltende und bei weitem noch nicht abgeschlossene Verbreitungsprozess hinzu: Die Buche wandert immer noch nach Norden und Osten, etwa in England, Südkandinavien und Polen, wo sie auch im Vorzeige-Urwald und Nationalpark Bialowieza an der heutigen Ostgrenze des Landes (noch) nicht wächst. Wenn man diese naheiszeitliche, evolutionäre Wanderung einer Baumart dokumentieren will, dann genügen dafür die alten, hochmontanen Buchenwälder der Karpaten nicht. Eingeschlossen werden müsse auch die erst in jüngster erdgeschichtlicher Zeit besiedelten und meist tiefer gelegenen Wälder wie etwa die ersten deutschen Buchenwald-Nationalparks Jasmund.

*Ohne Kompromisse geht es nicht. Denn selbst die Wälder von Grumsin bilden zwar einen historisch alten Waldstandort, weil vermutlich in den letzten 6000 Jahren immer mit Wald bewachsen. Und auch wenn der jetzige Bestand aus Naturverjüngung hervorgegangen ist, so wurden diese Wälder bis in die 1980er Jahre von Förstern behauen. Trotz aller augenscheinlichen Vielfalt: Vom Erscheinungsbild her ist auch der Wald von Grumsin ein Wirtschafts- und kein Urwald“. Aber „wer genauer hinschaut, der wird allerdings bereits Käferpopulationen entdecken, die eine Entwicklung in Richtung eines Urwaldes erkennen lassen“, sagt Flade. Zum Beispiel kommen schon - oder noch ? - fünf extrem seltene und vom Aussterben bedrohten „Urwald-Reliktarten“ vor, darunter die Stutzkäfer-Arten *Abraeus parvulus* und *Aeletes atomarius*, der Baumschwammkäfer *Mycetophagus decempunctatus*, der Pflanzenkäfer *Allecula rhenana* und der EU-geschützte Eremit *Osmoderma eremita*. Da keimt Hoffnung, obwohl auch Grumsin „noch hundert Jahre von einem Naturwald entfernt ist“.*

Gleichwohl wächst dort im Uckermärker Hügelland, eine Autostunde nordöstlich von Berlin ein ungemein artenreicher Wald, der dank der Weichseleiszeit ungestüm geformt ist. Im Tiefland gelegen, ist er dennoch von Hügeln, Höhenzügen, schroffen Steigungen und tiefen Senken geprägt. Der Schwarzstorch kreist über den See, Seeadler horsten in den Wäldern, Kraniche peppeln ihren Nachwuchs in den sumpfigen Senken, und in der vor rund 13 000 Jahren von der letzten Eiszeit geformten Endmoränenlandschaft brütet sogar der in Deutschland so rare Schreiadler...

Michael Succow, Träger des alternativen Nobelpreises und einer der Väter des ostdeutschen Nationalparkprogramms war, als der Naturschützer vor 20 Jahren durch den Wald von Grumsin stiefelte, verblüfft über einen derart großen, nahezu geschlossenen Buchenwald mit seinen „prächtigen Mooren und Seen“ und seinem „atemberaubenden Relief“. Sein Resümee: Das habe er „vordem im nordostdeutschen Tiefland noch nirgendwo erlebt“.

Nur 660 Hektar groß, gehört dieser Buchenwald zum Biosphärenreservat Schorfheide-Chorin. Weil er als Kernzone ausgewiesen ist, darf der Wald seit zwei Jahrzehnten in weiten Teilen nicht betreten werden. Eine Felssteinstraße führt noch hindurch, sie dient Anwohnern als Abkürzung, doch ein Blick auf den Weg zeigt: Hier ist schon lange kein Auto mehr gefahren, kaum ein Wanderer gelaufen, es gibt fast keine menschliche Spuren. Bald darf er



ohnehin nicht mehr befahren werden, eine Umgehung ist geplant. Dann hätte der Wald endlich seine Ruhe.

„Europas letzte große Buchenurwälder mit Billigung der Regierung im großen Stil vernichtet werden“. Sondern, so Schwaderer, Geschäftsführer der Organisation Euronatur, sie spiele auch in Deutschland ein Schattendasein. Denn was hierzulande von den früheren Buchenwäldern übrig geblieben ist, sind klägliche Reste einer einst stattlichen wilden Waldnatur. „Europas wilde Wälder brauchen dringend Schutz“, verlangt Schwaderer.

Natürlicherweise wäre Deutschland zu 95 Prozent von Wald bewachsen. Zwei von drei Bäumen gehörten zur Art *Fagus sylvatica*, der Rotbuche. Deutschland liegt im Zentrum der natürlichen Verbreitung der Buche. Doch die an sich konkurrenzstarke und dominierende Buche ist zwischen Flensburg, und Bodensee durch Försterhand in die Minderheit geraten. Es überwiegen aus ökonomischen Gründen mit 54 Prozent die Nadelbäume. Buchen stehen heute nur noch auf sieben Prozent ihres ursprünglichen Areals.

Der auf 31 Prozent der Fläche zurückgedrängte Wald verfügt zwar über stattliche 3,7 Milliarden Kubikmeter Holz, die man auch als Klimasenke ansehen kann. Doch diese kaum vorstellbare Menge, rechnet László Maráz, Koordinator der Dialogplattform Wald beim Forum Umwelt und Entwicklung, vor, mache bestenfalls ein Sechstel des ursprünglichen Holzvorrates der deutschen Wälder aus. Maráz: „Nimmt man die Humusverluste durch Entwaldung und Bodenschädigungen hinzu, fällt die Bilanz noch magerer aus.“

Dürftig fällt auch der Blick in die Bundeswaldinventur aus, die alle zehn Jahre erhoben wird: Zwar sollen die Wälder Deutschlands zwischen 2002 und 2012 „älter“ geworden sein. Doch ihr Durchschnittsalter hinkt mit 77 Jahren dem der in Buchen-Urwäldern der Westkarpaten, wo es bei 90 Jahren liegt, deutlich hinterher. Nur 24 Prozent der 90 Milliarden deutschen Waldbäume sind älter als 100 Jahre, die Hälfte unter 60. Nur 2,4 Prozent der deutschen Laubbäume erreichen mehr als 160 Jahre, nur 1,3 der Buchenwälder sind in dieser Altersgruppe, denn tatsächlich konzentriert sich die Hälfte des Buchenvorrats auf die 60 bis 120 Jahre alten Bestände. Der deutsche Wald ist jugendlich, ist unreif, weil geerntet im „besten Alter“. 300, 400 Jahre oder noch ältere Buchen und Eichen kann nur mit viel Glück finden, und zwar fast nur in den Nationalparks. Im Wirtschaftswald haben sie nichts mehr verloren.

Zwar steigt der Laubholzanteil laut Inventur wieder leicht an. Doch Greenpeace hat die Inventur-Daten seziert und äußert Zweifel. Greenpeace verweist auch auf Studien aus Hessen: Danach werde zwar mancher Wald in den Büchern als 160 Jahre alter Buchenbestand geführt. Doch tatsächlich könne unter dem Schirm letzter noch nicht geernteter Althölzer längst ein völlig anders garteter, ein junger Nadelwald heranwachsen.

Ein Blick in bayerische oder hessische Wälder scheint die Behauptung zu bestätigen: Da wachsen im Schatten der Überhälter unzählige gepflanzte Douglasien heran. Längst werden die nordamerikanischen Bäume als eingebürgert und „dem heutigen Standort als zugehörig“ beschrieben, zitiert Panek Quellen des Bundesamtes für Naturschutz. Auf dem Papier sind es Buchenwälder, doch in Wahrheit sind dieser Wälder längst in eine Mischung aus verbliebenen Altbuchen und rasch aufschießenden, bald die Szene beherrschenden Douglasien verwandelt. Zehn Prozent der hessischen Wälder, so das Ziel für 2050, sollen



mit dieser nordamerikanischen Baumart bewachsen sein. Hauptgrund, so zitierte die Frankfurter Rundschau den Chef des Landesbetriebs Hessen-Forst, Michael Gerst: Die Douglasie sei eine „klimaadaptive Baumart“, komme besser sowohl mit Trockenheit als auch mit Stürmen klar. Während Naturschützer auch heimische Baumarten für geeignet halten, dem Klimawandel zu trotzen, sieht das Bundesamt für Naturschutz in der Douglasie sogar eine invasive, weil heimische Pflanzenarten verdrängende Baumart. (siehe Kapitel fünf).

Ob in den Wäldern an der Wilhelmshöhe oberhalb von Kassel oder im Spessart: Hessen-Forst steckt seine Douglasien-Setzlinge in eine grünliche Schutzhülle. Oben die schirmenden Äste alter Buchen, unten ein Waldmeer aus Plastiktüten, um die jungen Nordamerikaner gegen gefräßige Rehe oder Hirsche zu schützen.

Dabei hatte unlängst der hessische Rotwildskandal (siehe Kapitel neun) ein Schlaglicht auf überbordende Wildbestände im Spessart hingewiesen: Jahrelang duldet die Forstbehörde große Hirschrudel von 60 bis 70 oder mehr Tieren. Wild vor Wald – diese Devise richtete massive Schäden am Wald an, hinterließ Bonsai-Bäume und entrindete Jungbäume.

Inzwischen sind zwar die Abschüsse erhöht worden, der hessische BUND aber bezweifelt den Erfolg. BUND-Vorstand Jörg Nitsch, der den erhöhten Abschuss für zu gering hält: „Angesichts von Millionenschäden am Staatseigentum Wald“ müsse der „Vorrang des Waldschutzes vor dem Wunsch der Jägerschaft nach hohen Wilddichten dringend umgesetzt werden. Es ist inakzeptabel, dass letztlich durch Staatsbedienstete selbst die riesigen Waldschäden verursacht werden.“

Das tut auch deshalb Not, weil nur noch Bruchteile der deutschen Wälder sich selbst überlassen bleiben. Zwar legt die Nationale Biodiversitätsstrategie (NBS) fest, dass bis 2020 fünf Prozent der deutschen Wälder natürlich und frei von Säge und Harvester gedeihen dürfen, sich also hin zum Urwald entwickeln sollen. Nach dem jüngsten Wald-Ranking von Greenpeace halten sich lediglich vier Bundesländer, und zwar Berlin, Nordrhein-Westfalen, Sachsen-Anhalt und Schleswig-Holstein, an dieses Ziel.

Hessen kommt nun hinzu: Im hessischen Staatswald, bestätigt Gerst, seien inzwischen acht Prozent der Wälder „einer natürlichen Waldentwicklung vorbehalten“. Doch das gilt nur für den Staatsbesitz, nicht aber für Kommunal- und Privatwälder.





Und es gilt erst recht nicht bundesweit: Denn derzeit sind es gerade mal 2,8 Prozent der Wälder in Deutschland, die ohne Försterhand wachsen dürfen. Damit aber verfehlt die Bundesregierung ihre selbst gesteckten Ziele, bis 2020 fünf Prozent des Waldes nicht mehr forstwirtschaftlich zu nutzen. Das geht aus einer Antwort des Bundesumweltministeriums auf eine Anfrage der Grünen hervor, über die zuerst die Neue Osnabrücker Zeitung berichtete. Demnach werde der Natur derzeit auf 2,8 Prozent der bundesweiten Waldfläche freier Lauf gelassen, was in etwa 3240 Quadratkilometern entspreche.

"In Deutschland braucht es mehr Platz für Natur ohne Nutzung", verlangt ob des noch mageren Ergebnisses Steffi Lemke, die naturschutzpolitische Sprecherin der Grünen. Solche Flächen seien wichtig für Arten- und Klimaschutz.

Der Nutzungsverzicht ist Teil der 2007 vom Bund beschlossenen Nationalen Strategie zur biologischen Vielfalt. 2013 waren die ersten Ergebnisse präsentiert worden: Damals waren es noch 1,9 Prozent der deutschen Waldfläche, inzwischen gibt es die schwache Prognose, dass es irgendwann nach 2020 drei Prozent werden könnten.

